

Adresse an das deutsche Volk.

Spanien wird die deutsche Freundschaft nie vergessen

Burgos, 15. September. Der Sonderberichterstatter des Deutschen Nachrichtenbüros wurde vom Chef des nationalen Verteidigungsausschusses in Burgos, General Cabanellas, zur Entgegennahme einer Adresse in das deutsche Volk zu sich gebeten. Der General sprach ihm im Kreise seiner Mitarbeiter im Regierungspalast und richtete, während sämtliche Anwesenden sich um die Seiten erhoben, folgende Worte an ihn:

Sagen Sie bitte in Deutschland, daß der Vorsitzende des nationalen Verteidigungsausschusses Spaniens in Burgos, General Cabanellas, dem deutschen Volk in diesem Augenblick sein Wort darauf gibt, daß Spanien — möge kommen, was wolle — niemals die freundschaftliche Zusammenarbeit und die moralische Unterstützung, die Deutschland seinem Vaterlande in diesem Kampf gegen den jetzigen Tyrannismus und Anarchismus entgegenbringt, vergessen kann und vergessen wird.

Deutschland hat vom ersten Augenblick im Bewußtsein seiner eigenen geschichtlichen Aufgabe begriffen, was unsere Abhängigkeit gegen den Ansturm des Kommunismus und Anarchismus bedeutet. Die göttliche Vorsehung hat Spanien in allen kritischen Augenblicken der Geschichte immer wieder eine entscheidende Rolle zugebracht, besonders dann, wenn sich darum handelte, Europa vor den Invasionen der Barbaren zu schützen. So ist es jetzt wieder beim Versuch, sich die Welt zum Sklaven zu machen.

Einnahme Madrids in wenigen Wochen.

Der Sonderberichterstatter des DNB, hatte auch General Mola, in dessen Hauptquartier Valladolid er sich befindet, erörterte im Beisein seines Generalstabschefs die Operationen der letzten Wochen, die in der Tat entscheidende Fortschritte gebracht haben: Im Norden die Eroberung der Linie Iruñe-San Sebastián; den Einbruch der nationalen Truppen nach Asturien vom Westen her; im Süden die Herstellung der direkten Verbindung zwischen den Truppen des Generals Franco, dessen nach der Einnahme von Talavera beschleunigtes Vorgehen auf Madrid und die Säuberung Andalusiens und Extremaduras von den feindlichen Elementen.

General Mola betonte, daß die in den ersten drei Wochen der Kampfhandlungen ausgetretenen Schwierigkeiten verschiedenster Art völlig überwunden seien; Geld, Munition und Menschenmaterial seien genügend vorhanden. Die Freiwilligenformationen seien nunmehr durchorganisiert und in den rein militärischen Kampf als Kampfschiffe eingegliedert. Kampfschwierigkeit sei die Opferwilligkeit von Offizieren und Mannschaften. Auf die Disziplin sei ausgegangen. Auf die Weisheit der Maßnahmen, eingeleitet, erklärte der General, daß Madrid das hauptsächlichste Operationsziel sei. Der General ließ durchblicken, daß mit der Einnahme Madrids in wenigen Wochen gerechnet werden könne. Im Gegenteil der ursprünglichen Absicht der Leitung, Madrid völlig zu zerstören, scheint man nun zu beabsichtigen, ein Loch in den Südküsten offen zu lassen, in der Hoffnung darauf, daß die Fluchtmöglichkeiten den Widerstand der Roten in der Stadt ganz bedeutend schwächen wird, und daß Madrid auf diese Weise von der völligen Zerstörung durch das Vorgehen der Anarchisten verschont werden könne.

Nach der Einnahme der Hauptstadt rechnet man in der nationalen Regierung durch die Großmächte. Militärisch kann man mit der Säuberung der noch von den Roten besetzten Provinzen zwischen Madrid und der Pyrenäen rechnen, um dann die Niederwerfung Kataloniens in Angriff nehmen zu können.

Freundschaft nie vergessen

Schwindender Einfluß der Anarchisten an der Biscayaküste.

Gedrückte Stimmung bei den roten Truppen.

Hendaye, 16. September. Nach der Einnahme San Sebastian durch die nationalistischen Truppen, haben die Roten ihr Hauptquartier einstweilen nach Zumaya verlegt. Es ist jedoch anzunehmen, daß es bald weiter zurückverlegt wird, denn

die nationalistischen Truppen rücken vorsichtig, aber unaufhaltsam vor.

Am Dienstagabend lag die Front etwa auf der Linie Ordoz-Regil. Es verlautet, daß an der ganzen Biscayaküste mit Ausnahme von Bilbao und Santander der Einfluß der Anarchisten in den letzten Tagen außerordentlich nachgelassen hat.

Die barbarische Zerstörung der Stadt Iruñe ist trotz strengster Zensur allmählich in der Bevölkerung bekannt geworden. In den meisten Ortschaften haben die baskischen Separatisten das Heft in den Händen, anderswo die Sozialisten und Kommunisten. Die Zahl der Streitkräfte, die den Roten im nordspanischen Küstenrevier zur Verfügung steht, wird auf etwa 40 000 geschätzt. Es fehlt jedoch an Waffen, vor allem an Maschinengewehren und Artillerie. Unter den in letzter Zeit eingetroffenen Waffen sendungen für die Roten sollen sich viele tschechoslowakischer Herkunft befinden. Die Stimmung unter den roten Truppen ist nach den letzten schweren Niederlagen bei Iruñe und San Sebastian und nach der planlosen Rückzugsbewegung außerordentlich gedrückt. Außerdem ist die Verpflegung sehr unzureichend.

Erfolge der Nationalisten bei Somosierra.

Hendaye, 15. September. Wie der Radiosender Burgos von der Front nördlich von Madrid meldet, konnte die Heeresgruppe von Oberst Escamez im Laufe des Montags zwei wichtige Stellungen der Roten bei Somosierra einnehmen. Nähere Nachrichten über die Gefechtsabläufe fehlen noch, doch sollen die Roten bedeutende Verluste an Menschenleben und Kriegsmaterial erlitten haben.

Mißglückter Aufstandsversuch in Bilbao.

Hendaye, 15. September. Wie erst jetzt bekannt wird, wurde in Bilbao in der vergangenen Woche ein militärischer Aufstand gegen die Marzisten verfaßt. 400 Soldaten, 200 Mann Jüdische Garde und 200 Mann Staatspolizei, die in der Kaserne blieben und ihre Pistolen behalten durften, wollten in der Nacht zum Freitag aus Bilbao ausbrechen und zu den nationalistischen Truppen stoßen. Ihr Plan wurde jedoch verraten. Sämtliche Offiziere und Unteroffiziere wurden verhaftet und wahrscheinlich erschossen.

Hinrichtungen in Madrid.

Paris, 15. September. Havas gibt eine Meldung des Madrider Blattes „Agora“ wieder, wonach die von dem „Volksgericht“ gefällten 52 Todesurteile gegen die Nationalisten, die sich am 19. Juli der Stadt Alicante bemächtigen wollten, vollstreckt worden sind.

Marxistische Waffenschieber in Wien verhaftet.

Wien, 15. September. Die Wiener Polizei verhaftete eine Reihe von Personen, die Waffen nach Spanien liefern wollten, in dem Augenblick, als sie versuchten, sich diese Waffen zu beschaffen. Das Konfiskat wurde zweifelslos für die Madrider Regierung, da sein Führer ein marxistischer Politiker ist, der in der aufgelösten Sozialdemokratischen Partei eine große Rolle spielte. Der Mann ist geflüchtet. Sein Name wird noch geheimgehalten.

Aus aller Welt.

Eine Familie gasvergiftet. Eine jüdische Familien- tragödie spielte sich in der Nacht zum Mittwoch in einer Gartenhauswohnung im Berliner Westen ab. Dort hat sich ein Ehepaar mit seinen zwei Söhnen im Alter von neun und sieben Jahren durch Gas vergiftet. Die Tat wurde durch eine Zufallsgeheimversteigerung entdeckt, die die Familie seit längerer Zeit betreute. Der Grund zu dem Verzweiflungsschritt ist offenbar in der Tatsache zu suchen, daß sämtliche Mitglieder der Familie schwer lungenkrank waren.

Schweizerische Hefblätter verwarnt. Der Bundesrat hat den kommunistischen Blättern „Sichel und Hammer“ und der „Freiheit“ sowie der „Sozialdemokratischen Arbeiterzeitung“ in Basel eine Verwarnung wegen Verunglimpfung ausländischer Staatsoberhäupter erteilt unter Androhung des Verbots im Wiederholungsfall. Alle drei Blätter hatten sich gerade in letzter Zeit gegenüber Deutschland schwere Beleidigungen zuschulden kommen lassen.

Drei Kinder in einem brennenden Hause ungelommen. Aus Mailand wird berichtet: Dem nächtlichen Brande eines Bauernhauses in der Gegend von Görz kamen drei Kinder ums Leben. Die Eltern und zwei Geschwister der Verunglückten, die in einem Nebentraum schliefen, erwachten erst, als es bereits zu spät war, den drei Kindern Hilfe zu bringen.

40 Soldatenstele gefunden. Aus Mailand wird gemeldet: Auf dem Col Bricon wurden die Überreste von 40 Gefallenen des Weltkrieges aufgefunden. Eine Untersuchungskommission hat sich zur genaueren Ermittlung an den Fundort begeben. Die Leichen werden nach Predazzo befördert und dort auf dem Kriegerfriedhof feierlich bestattet.

MacMahon zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt. Vor dem Kriminalgericht Old Bailey in London wurde am Montag der Prozeß gegen den britischen Journalisten MacMahon durchgeführt, der am 16. Juli den Anschlag auf den König Eduard versucht hat. Von den drei Anklagen, nämlich der, daß er die Absicht gehabt habe, das Leben des Königs zu gefährden, daß er mit dem Revolver den König bedroht habe, um den Bürgerfrieden zu brechen, und schließlich, daß er mit dem Revolver beabsichtigt habe, den König zu beunruhigen, wurden auf Anraten des Gerichtsvorsitzenden die beiden ersten als nicht zureichend abgewiesen; die dritte Anklage aber, die von den drei als die am wenigsten schwerwiegende betrachtet wird, wurde aufrechterhalten und MacMahon zu zwölf Monaten Zuchthaus verurteilt.

Maßnahmen gegen die Trozki-Bewegung in Litauen. Wie Litauer Blätter melden, werden zur Zeit bei den litauischen Vertretungen in Litauen, und zwar bei der Litauer Gesandtschaft, den Konsulaten und der Handelsvertretung von Beauftragten aus Moskau Revisionen durchgeführt. Man nimmt an, daß diese Maßnahmen mit der Trozki-Bewegung im Zusammenhang stehen. Unter den litauischen Kommunisten, die sich über 50 v. H. aus Juden zusammensetzen, ist vor einiger Zeit ebenfalls eine Spaltung in Trozki- und Stalin-Anhänger erfolgt.

Die ersten Todesurteile in Palästina. Wie aus Jerusalem berichtet wird, wurden am Dienstag von dem dortigen Strafgericht die ersten Todesurteile gemäß den verschärften Ausnahmebestimmungen gefällt. Zwei Araber wurden schuldig befunden, auf eine britische Militärabteilung, die am 7. August auf der Rablusa-Strasse einen Transport begleitete, geschossen zu haben. Die beiden Angeklagten wurden zum Tode verurteilt. Bei dem Angriff war ein englischer Soldat verletzt worden.

17 Menschen verbrannt.

Moskau, 14. September. Wie die „Ismestija“ aus Jarkutsk (Sibirien) berichtet, brach in der Stadt nachts ein Großfeuer aus, dem drei große Gebäude, zwei Gemeinschaftswohnhäuser des Gebietskomitees des bolschewistischen Partei- und des Landwirtschaftskommissariats sowie des Bildungskommissariats zum Opfer fielen. Die gesamte Einrichtung der Häuser, die bis zu den Grundmauern niederbrannten, und das Eigentum der Inassen wurden vollständig vernichtet. 17 Menschen sind in den Flammen umgekommen 6 wurden mit schweren Brandwunden ins Krankenhaus eingeliefert.

Achtes Kapitel.

Zu die Wartezeit in Berlin — am liebsten war: Heino in Stolz geblieben und hätte die Verkaufsverhandlungen selber geführt, statt sie Richter zu überlassen — bringt ein Brief Sam Williams' Abwechslung. Ein echter, grantiger Williams-Brief.

Ich habe Deine Idee, Dich wieder in Europa niederzulassen, immer für verrückt gehalten, mein lieber Schwiegersohn, und ich habe diese Ansicht nach den Rabelerfundigungen, die Du über verschiedene Unternehmen bei uns einzogst, nicht ändern können. Du solltest reich Deine Koffer packen und ein Ticket bei einer Schiffsabteilungsstelle bestellen und zurückkommen! Wir haben auf den Golfstift in Santa Cruz einen neuen Trainer, von dem Du viel lernen könntest; ich spielte neulich gegen Bertley und hab' ihn weit zurückgelassen.

Bei Bertley fällt mir der Grund dieses Schreibens ein. Du kennst ihn ja. Er ist ebenso einseitig an der Börse wie schlecht als Golfspieler, aber er hat Glück in Geschäften, und man muß wohl mit ihm rechnen. Er hat auch Glück gehabt, als er heiratete. Sarah Bertley ist die häßlichste Frau in ganz Kalifornien gewesen, und sie hat eine wunderschöne Tochter. Ich meine, Du solltest sie kennen. Sie ist wohl gelegentlich mit Mary im Klub zusammengewesen, außerdem haben sie auch im College eine Stunde gemeinsam gehabt. Sie heißt Bridget Bertley. Wieder Bertley, weil sie den Namen ihres Mannes — sie sind nur vier Monate verheiratet gewesen, und die Scheidung war nicht billig — abgelegt hat. Man sollte sich abgewöhnen, seine Sätze so ineinanderzuschachteln; man findet dann selbst das Ende nicht mehr, und es ist auch schwierig, es zu verstehen.

Ich wollte von Bridget Bertley sprechen. Sie ist auf der Reise nach Europa, und sie will in Deutschland Thüringen, den Rhein, Berlin und Bayreuth sehen. Sie hat nicht viel Zeit für das, und Du bist ihr wohl heilfroh? Ich denke, es wird nicht schwer sein für Dich; Deutschland ist ja nicht groß, und man hat bald alles gesehen. Ich denke, Du wirst zwei Tage übrig haben? Mein Sekretär wird die Ankunft des Steamers feststellen und ein Blatt beilegen. Bridget Bertley ist eine sehr schöne Frau — und ich hab' dem alten Bertley versprochen. Er sieht aus, als habe er in Kanada ein Warenhaus für Pelzjäger gehabt. Aber die Tochter hat spanisches Blut, und das gibt mit unserem eine gute Mischung. Ich denke —

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr auf Rassehne

Roman von Hans Richter

(Nachdruck verboten.)

Nächter hebt beide Hände. „Sie werden es nicht glauben, Herr Baron, wieviel diskrete Angelegenheiten in den vier Wänden besprochen worden sind in den letzten Jahren! Sehen Sie: Jblonowo! — Der alte Herr hat sich rechtzeitig gestorben, daß er das nicht hat erleben dürfen. War doch ein schönes Gut, das Jblonowo! Nur: der alte Herr Baron war kein Landwirt, oder, sagen wir, nicht zu großartig. ... Und was des Herrn Barons Nachfolger war, der von den Kürassieren, der hätt' sich auch mehr rausziehen können — so, wie's jetzt ist.“ Heino überbricht den Redeschwall. „Ich wollte nicht über Jblonowo mit Ihnen sprechen, Herr Richter. Ich will — ich will über Güterpreise im Kreise Stolz informieren.“

Wachstüchtes Kopfwiegen. „Man hat's nicht mehr, wenn man als ehrlicher Wasser sein Brot verdienen will. Güter sind billig geworden, Herr Baron. Ich sag': können haben, was Sie mögen, wenn Sie zahlen können. Alte Herrschaften, Schloßherren mit Zentralheizung, hat heutzutage noch bares Geld?“

Heino hält es nun doch für richtig, auf sein Ziel loszugehen. „Ich denke an Rassehne“, sagt er.

Ronrad Richter zählt auf: „Dreizehntausend Morgen; neunhunderttausend unter dem Pflug, viertausendfünfhundert Wald und eintaufendfünfhundert Weide. Der Wald am See ist dabei, aber die Fischerei ist schlecht; die Weide soll auch nicht gut sein. Man muß alles ehrlich sagen, Herr Baron. Und im Wald ist der Aeserspanner geblieben. Unter der alten Erzelenz ist's noch gegangen. Nur: hätte hätte der Herr General nicht bauen sollen; die Weide hat ihn reingerissen. Früher hatte nur die Landbesitzer ihre Hypothek — die war goldfester. Aber dann sind die Aeserspanner gekommen; ist stark belastet, der Pflug, viel weniger mit intensiver Wirtschaft. Hat nicht damit gerechnet, daß die Ernte schlecht werden konnte! Vergangenes Jahr war noch mächtig Stall auf den Boden geschmissen, was im Jahr keine Handvoll. Den Aeserspanner hat er bezahlt, die Futtermittel hat er schuldig bleiben lassen, und sonst hängt er noch, wo man hindört. Wenn man die Zwangsversicherung da ist, kommt nichts raus.“

Dieses Mal hat Heino genau zugehört und weiß nun, wie die Dinge liegen. „Was zahlt man jetzt für den Morgen?“ will er noch wissen.

Wie's heute steht, sind hundertfünfzig Mark gutes Stück Geld, Herr Baron. Sagen Sie hundertfünfundzwanzig — und er wird zugreifen, wenn er noch kann.“

Heino hat sich Notizen gemacht. „Versuchen Sie einen Accord mit den Gläubigern, Richter! Versuchen Sie, die Zwangsversicherung zu unterbinden! Verschlingen Sie alles! Nehmen Sie sich als Sachverständigen mit, wenn Sie wollen! Und machen Sie mir Ihre Vorschläge so, daß ein kleines Kapital für den Besitzer gesichert bleibt!“

Nun macht Richter große Augen. „Für den Kapital, Herr Baron?“

„Ich denke, Sie haben mich verstanden? Ich will nicht überzahlen, aber ich will anständig bezahlen. Und ich will besonders wissen, ob für Fräulein von Redenthin eine Grundbuchforderung eingetragen ist und wie sie gesichert ist.“

„Wenn ich den Leuten sag', Herr Baron, daß Sie hinter der Sache stehen, ist das gleich gemacht. Man lebt ja in Hinterzimmern, aber weiß doch, wer der Mister Williams ist!“

„Mein Name darf nicht genannt werden!“ betont Heino. „Ebenjowenig der von Williams! Denn der ist an der ganzen Geschichte unbeteiligt. Jonglieren Sie vorläufig mit dem großen Unbekannten! Und beschleunigen Sie die Sache!“ Er denkt nach. „Ich möchte in etwa drei Wochen —“

„In acht Tagen können Sie Herr auf Rassehne sein, Herr Baron!“

„Nehmen wir bei den drei Wochen! Sie erreichen mich in Berlin. Wenn es an der Zeit ist, daß ich mit meinem Namen hervortrete, erwarte ich Ihr Telegramm.“

Als der Wagen abgefahren ist, steht Ronrad Richter immer noch in seinem Kontor und schüttelt den Kopf. „Soll einer sagen, daß die Menschen drüben in Amerika nicht ebenso weisungswar'n wie bei uns! Wenn er auf die Zwangsversicherung wartet, kauft er um zwanzig Prozent billiger. Was muß er ein Gut im Herbst kaufen, wo alles schon weg ist? Und er hat die Leut' auf dem Hals und kann sie den Winter über füttern. ... Hab' nicht gedacht, daß es solche Geschäfte heute noch gab.“

Dann geht er ins Nebenzimmer, wo seine Frau schon mit dem Essen wartet.

Volksgemeinschaft brachte Arbeit ins Erzgebirge

Sechstausend Erzgebirger stellen fünfzehn Millionen Erntedankabzeichen her

Am Erntedanktag am 4. Oktober werden wiederum Millionen deutscher Volksgenossen als Zeichen der Volksgemeinschaft zwischen Stadt und Land das Erntedankabzeichen tragen. Die Herstellung dieses Abzeichens brachte rund sechstausend Volksgenossen im Erzgebirge, das in der Vergangenheit besonders schwer unter dem Niedergang der deutschen Wirtschaft leiden mußte, für etwa acht Wochen Beschäftigung und damit Einkommen. Fünfzehn Millionen Abzeichen wurden hauptsächlich durch Heimarbeiter in etwa sechzig Ortschaften des Erzgebirges hergestellt.

Wenn wir beim Erntedankfest das Abzeichen tragen, denken wir auch daran, daß durch den Kauf des Abzeichens sechstausend vom Schicksal in den vergangenen Jahren schwer betroffenen Erzgebirger neue Lebensfreude durch Arbeit und Lohn zuteil wurde.

Erhaltung der sächsischen Volkstunf

Gautkulturwoche vom 10. bis 18. Oktober

Aus der unererschöpflichen Quelle deutschen Volkstums wächst von jeher der Bau der deutschen Kultur, und wenn wir das kulturelle Leben Sachsens betrachten, so dürfen wir wohl annehmen, daß es in seiner heutigen Blüte aus dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit seiner Volkstunf entstanden ist. Sie ist auch heute Nährboden und Quelle der vielen Pflegestätten aller Kunstgebiete, und sie ist die Brücke zur deutschen Seele jenseits der Reichsgrenzen.

So ergeben sich für unser Schaffen auch Aufgaben besonderer Art, insbesondere die sorgfältige Pflege und Erhaltung unserer Volkstunf. Sie ist uns die Voraussetzung, um den Willen in die Tat umzusetzen, aus der großen Zeit der Volkwerdung heraus eine neue Blütezeit heimatsgebundener deutscher Kultur zu schaffen. So soll die Sächsische Kulturwoche vor uns die lebendige Fülle unseres Schaffens ausbreiten und damit die Brücke schlagen zwischen Kunstschaffen, Volk und Weltanschauung.

Die Sächsische Gautkulturwoche hat ihren Mittelpunkt in Dresden und bezieht gleichzeitig die Städte Leipzig, Chemnitz, Zwickau, Plauen und Bautzen ein. Sie wird sich aufbauen auf Gedankengänge der grundsätzlichen Erkenntnis, daß Rasse und Kultur untrennbare Begriffe sind, und wird die großen Aufgaben der schaffenden Kunst im Dienst der Erneuerung des Volkes herausstellen. Somit kommt den zahlreichen Veranstaltungen der Gautkulturwoche erhebliche Bedeutung zu.

Gehaltvolle, ernste und heitere Veranstaltungen aus allen Gebieten unserer Volkstunf, sei es nun Brauchtum, Gesang, Musik oder Dichtung, werden abwechselnd mit den Darbietungen berufener Künstler geboten. Das reiche Musikleben Sachsens wird in einer Veranstaltungsreihe in historischem und modernem Rahmen als Orchestermusik, als Kammermusik, Hausmusik und Liedgut ebenso aufklingen, wie unsere sächsischen Dichter sprechen werden. In den sächsischen Theatern werden Werke sächsischer Dichter oder in Sachsens geschaffene Werke bedeutender deutscher Dichter zur Aufführung gelangen. In grundsätzlichen Vorträgen werden Sachverständige der deutschen Kultur die großen Richtlinien für die Zukunft weisen.

Wir werden über das Einzelprogramm an dieser Stelle laufend näher berichten und auch die Aufgaben einzelner Veranstaltungen auswerten. Eines darf aber heute schon gesagt werden: jeder wird in dieser Gautkulturwoche Gelegenheit haben, einen umfassenden Ueberblick über

den gegenwärtigen Stand unseres heimatischen Kulturlebens zu gewinnen.

Diese Möglichkeit wird durch eine Ausstellung erweitert werden, die in den Räumen des Hygiene-Museums in Dresden stattfindet. Auch dort wird eine erlebte Auswahl aller im Kulturleben eine Rolle spielender Faktoren anschaulich die Einheit des deutschen Kulturlebens zum Ausdruck bringen. Hier werden wir nicht nur Gelegenheit haben, Spitzenleistungen völkisch ausgerichtetester bildender Kunst, also Malerei und Plastik, kennenzulernen, hier werden auch Fragen der Raumgestaltung unserer Wohnungen, Möglichkeiten der Siedlung und der Eigenheimbeschaffung, Reisen und Wandern, Gesunderhaltung und Körperkultur, Kunstgewerbe und Schmuck dem Besucher nahegebracht werden. Der Wert der Ausstellung wird darin liegen, daß die straffe, knappe Auswahl einen vollständigen Ueberblick gestattet wird. Diese Ausstellung wird in einer Sonderabteilung den Besuchern Gelegenheit bieten, die in der Ausstellung gewonnenen Anregungen in unmittelbarer Aussprache mit Fachleuten aufzunehmen und durchzusprechen. Dort wird beispielsweise der Laienspieler sein Vortragspiel, der Freund der Hausmusik alles Wünschenswerte, der Buchfreund Bücher, der Siedlungsinteressierte die Beratung in Siedlungsfragen und das geeignete Material vorfinden.

In ähnlicher Art werden Ausstellungen in den anderen Städten der Gautkulturwoche stattfinden, so daß dem gesamten Gaubereich die Möglichkeit gegeben ist, an dieser Gautkulturwoche teilzunehmen.

Die Korpsmanöver beginnen

Ein weiter und beschwerlicher Weg war von den Bataillonsübungen zu Beginn des Monats über die Regiments- und Divisionsübungen bis zu den großen abschließenden Korpsübungen vom 17. und 18. September zurückzulegen. Die Truppen mußten in den letzten fünfzehn schweren Tagen und Nächten heroisches Können zeigen; es wurde ihnen nichts geschenkt. Auf dreißig oder vierzig Kilometer Marsch folgten stundenlange Gefechte in schwierigem Gelände, Regenwetter, durchwachte Nächte im Strohengraben und wieder Marsch und Gefechte. In den Ruhetagen mußten Waffen, Uniform, Geräte in Stand gesetzt, Pferde gepuht und tausend andere Arbeiten erledigt werden. Das Soldatenhandwerk verlangt Männer, die bereit sind, ihr Bestes einzusetzen, was Körper und Wille herzugeben vermögen. Es kann nur geleistet werden von Männern, die mit Leib und Seele sich einsehen, die wissen, daß es ein Unmögliches nicht gibt und nicht geben darf. Es war vielleicht das höchste und das schönste Ergebnis im Ablauf der bisherigen Herbstübungen, daß diese jungen deutschen Männer, die nun ein Jahr durch die Schule der deutschen Wehrmacht gegangen sind, alle Beschwerden und Schwierigkeiten mit Begeisterung und Hingabe überwandten und nach fünfzehn schweren Tagen noch genau so frisch und einflussbereit standen wie an ihrem Beginn. Eingehend zogen sie ihre Ströme auf den letzten endlosen Märschen, singend reinigten sie ihre Gewehre und Geräte an den wenigen Ruhetagen und fanden dabei immer noch Zeit zu unbeschwerter herzlicher Fröhlichkeit. Diese Jungen sind echte, rechte deutsche Soldaten geworden, hart und ausdauernd, tapfer und gehoramt, fröhlich und unbedürftig; sie haben an die beste Ueberlieferung des alten Heeres angeknüpft. Wir sind stolz auf sie und dürfen es auch sein.

Die Übungen des IV. Armeekorps stehen unter der Leitung des Kommandierenden Generals des IV. Armeekorps, General der Infanterie List. An ihr nehmen teil die Truppendivisionen der 4. und 24. Division sowie das Reiterregiment Torgau und die Aufklärungsabteilung 4 und das Maschinengewehr-Bataillon 7. Die Uebung wird von Beginn bis Schluß vollkommen kriegsmäßig ohne Unterbrechung durchgeführt; ihr wird folgende Lage zugrunde gelegt: Angenommene rote Kräfte haben, von Süden kommend, unterlegene blaue Kräfte bis an die Linie Götha-Burgblaus-Benig und westlich davon zurückgedrängt. Hinter dem rechten Flügel dieser roten Kräfte folgt die 24. Division, die die Gegend von Chemnitz am 17. September erreichen soll. Die Division trat in den frühen Morgenstunden des 17. September auf Marienstraße den Vormarsch an. Die östliche Kolonne wird in Richtung Annaberg-Ehrenfriedersdorf-Wilsch angelegt, während die westliche Marschkolonne über Scheibenberg-Schlettau-Beyerthum-Hartha vorgehen soll. Auf der östlichen Marschstraße marschieren in je einer Marschgruppe je ein verstärktes Infanterie-Regiment. Auf den westlichen Marschstraßen marschieren das 3. Inf.-Regt. und eine motorisierte Marschgruppe, in die die motorisierten Teile der Division aufgenommen sind. Die Aufklärungsabteilung 24 begleitet den Vormarsch in der rechten Flanke. Auf die Nachricht hin, daß in der Gegend Blauschütz-Dippoldiswalde-Bosendorf neue feindliche Kräfte auftraten, erhielt der Kommandeur der 24. Division, Generalmajor Kienitz, kurz nach 8 Uhr vormittags den Befehl, nach Nordosten abzudrehen und noch am gleichen Tag die Höhe in dem Abschnitt Torgau (drei Kilometer nordöstlich Zöbitz) bis zum Bahnhof ein Kilometer ostwärts Wünschendorf zu sichern und den Schutz der rechten Flanke der roten Hauptkräfte zu übernehmen. Das rote M.G.-Bataillon 7, das im Raum Harthau-Klassenbach stand, erhielt gleichzeitig den Auftrag, den Abschnitt von dem Bahnhof östlich Wünschendorf bis einschließlich Schellenberg zu sperren.

Bei Blau sammelten sich südlich Dresdens neue Kräfte. Die zuerst eingetroffene 4. Division, der das Reiterregiment Torgau unterstellt ist, rückte am 16. September abends in die Gegend von Dippoldiswalde. Am 17. September, vormittags 8 Uhr, erhielt der Kommandeur der 4. Division, Generalleutnant Raschid, den Befehl, im Lauf des Tages die Freiburger Mulde zu gewinnen und die Uebergänge im Abschnitt Weigmansdorf-Rechenberg-Bienemühle offen zuhalten.

Beide Parteien wissen recht wenig vom Gegner. Die Hauptaufgabe des ersten Uebungstages ist daher die rechtzeitige Aufklärung über die Stärke und Bewegung des Gegners zu erledigen. Bei der großen Entfernung, die zwischen den beiderseitigen Hauptteilen besteht, ist im Lauf des Donnerstag mit einem Zusammenstoß der beiderseitigen Hauptkräfte noch nicht zu rechnen; dagegen werden sich sicherlich Gefechte zwischen den beiderseitigen Aufklärungsgruppen entspinnen.

An den Uebungen nehmen als Gäste des Kommandierenden Generals des IV. Armeekorps die Spitzen der Regierung, der Partei und ihrer Niederungen sowie eine Anzahl höherer Offiziere der alten Armee teil.

ment Torgau und die Aufklärungsabteilung 4 und das Maschinengewehr-Bataillon 7. Die Uebung wird von Beginn bis Schluß vollkommen kriegsmäßig ohne Unterbrechung durchgeführt; ihr wird folgende Lage zugrunde gelegt:

Angenommene rote Kräfte haben, von Süden kommend, unterlegene blaue Kräfte bis an die Linie Götha-Burgblaus-Benig und westlich davon zurückgedrängt. Hinter dem rechten Flügel dieser roten Kräfte folgt die 24. Division, die die Gegend von Chemnitz am 17. September erreichen soll. Die Division trat in den frühen Morgenstunden des 17. September auf Marienstraße den Vormarsch an.

Die östliche Kolonne wird in Richtung Annaberg-Ehrenfriedersdorf-Wilsch angelegt, während die westliche Marschkolonne über Scheibenberg-Schlettau-Beyerthum-Hartha vorgehen soll. Auf der östlichen Marschstraße marschieren in je einer Marschgruppe je ein verstärktes Infanterie-Regiment. Auf den westlichen Marschstraßen marschieren das 3. Inf.-Regt. und eine motorisierte Marschgruppe, in die die motorisierten Teile der Division aufgenommen sind. Die Aufklärungsabteilung 24 begleitet den Vormarsch in der rechten Flanke.

Auf die Nachricht hin, daß in der Gegend Blauschütz-Dippoldiswalde-Bosendorf neue feindliche Kräfte auftraten, erhielt der Kommandeur der 24. Division, Generalmajor Kienitz, kurz nach 8 Uhr vormittags den Befehl, nach Nordosten abzudrehen und noch am gleichen Tag die Höhe in dem Abschnitt Torgau (drei Kilometer nordöstlich Zöbitz) bis zum Bahnhof ein Kilometer ostwärts Wünschendorf zu sichern und den Schutz der rechten Flanke der roten Hauptkräfte zu übernehmen. Das rote M.G.-Bataillon 7, das im Raum Harthau-Klassenbach stand, erhielt gleichzeitig den Auftrag, den Abschnitt von dem Bahnhof östlich Wünschendorf bis einschließlich Schellenberg zu sperren.

Bei Blau sammelten sich südlich Dresdens neue Kräfte. Die zuerst eingetroffene 4. Division, der das Reiterregiment Torgau unterstellt ist, rückte am 16. September abends in die Gegend von Dippoldiswalde. Am 17. September, vormittags 8 Uhr, erhielt der Kommandeur der 4. Division, Generalleutnant Raschid, den Befehl, im Lauf des Tages die Freiburger Mulde zu gewinnen und die Uebergänge im Abschnitt Weigmansdorf-Rechenberg-Bienemühle offen zuhalten.

Beide Parteien wissen recht wenig vom Gegner. Die Hauptaufgabe des ersten Uebungstages ist daher die rechtzeitige Aufklärung über die Stärke und Bewegung des Gegners zu erledigen. Bei der großen Entfernung, die zwischen den beiderseitigen Hauptteilen besteht, ist im Lauf des Donnerstag mit einem Zusammenstoß der beiderseitigen Hauptkräfte noch nicht zu rechnen; dagegen werden sich sicherlich Gefechte zwischen den beiderseitigen Aufklärungsgruppen entspinnen.

An den Uebungen nehmen als Gäste des Kommandierenden Generals des IV. Armeekorps die Spitzen der Regierung, der Partei und ihrer Niederungen sowie eine Anzahl höherer Offiziere der alten Armee teil.

Ausländische Offiziere bei den Korpsmanövern

Auf Einladung des Oberbefehlshabers des Heeres, Generaloberst Freiherr von Frisch, nimmt an den am 17. und 18. September stattfindenden Herbstübungen des IV. Armeekorps eine größere Anzahl höherer ausländischer Offiziere teil. Neben den Armeen Bulgariens, Chinas, Dänemarks, Estlands, Finnlands, Norwegens, Schwedens und der Schweiz werden namentlich Italiener, Oesterreicher und Ungarn durch höhere Offiziersdelegationen vertreten sein.

Letzte Nachrichten

Mostau wählt in Belgien

Der Brüsseler Zeitung „Nation Belge“ ist es gelungen, in den Besitz von Richtlinien zu gelangen, die der belgischen Kommunistischen Partei von der kommunistischen Internationalen in Mostau für die Durchführung ihrer belgischen Umtriebe in Belgien kürzlich erteilt worden sind. Das Schriftstück weist ein neues Ziel auf die Art, deren sich Mostau in einzelnen Ländern bedient, um seine internationale Wählerarbeit zum Ziel zu führen.

Die Mostauer Senoren machen in ihrer Kritik der belgischen Partei bittere Vorwürfe darüber, daß die sozialen Ergebnisse der Streiks im Juni nicht so glänzend gewesen seien wie bei den Streiks in Frankreich. Ein Lob wird aber über trotzdem für ihre „schmiegsame Taktik“ zuteil. Die belgische Kommunistische Partei habe, so erklärt Mostau, durchaus begriffen, daß es sich nicht um „rein wirtschaftliche Streiks“ gehandelt habe, sondern daß das Hauptziel die Schaffung einer „Konfusen und trüben Lage“ gewesen sei, um in Belgien das System der Volksfront durchzuführen zu bringen. Mostau betont in diesem Schriftstück, die Streiks hätten ein Ziel von großer Bedeutung, wenn fern verwirklicht, als dadurch „das moralische Prestige“ der Kommunisten zum Schaden der Rev.-Bewegung in den Augen der Arbeiter erhöht worden sei. Mit besonderem Nachdruck wird den belgischen Kommunisten aufgetragen, um des Zieles der Volksfront willen alle heftigen Angriffe gegen die belgische Sozialistische Arbeiterpartei und ihre Führer zu unterlassen. Das wichtigste Ziel bleibe die Herstellung einer Einheitsfront in Erwartung der Bildung einer Volksfront. Diese Taktik sei für Belgien umso mehr angebracht, als im Gegensatz zu Frankreich die Kommunisten in Belgien bedeutend schwächer seien als die Sozialisten.

Bei einem Ausblick in die Zukunft wird es in dem Mostauer Bericht als noch verfrüht erklärt, schon jetzt den Zeitpunkt für einen großen Generalkrieg in Belgien zu bestimmen. Dazu sei erst eine „sehr ernste Prüfung“ der Lage notwendig. Man müsse prüfen, ob auch „die politischen Voraussetzungen für einen solchen Generalkrieg“ günstig seien und ob vielleicht ein „neues internationales Ereignis“ sich darbiete, um eine solche Bewegung in Belgien zu begünstigen.

Die Enthüllungen über die Vorbereitungen, die Mostau für seine Winterarbeit in Belgien trifft, haben in Brüssel politischen Kreisen begrifflicher Weise stärkstes Aufsehen erregt.

Grönland-Expedition vernichtet

30 Mann ertrunken

Das Grönland-Amt in Kopenhagen erhielt Mittwochabend vom Sender Scoresby-Sund (Grönland) einen Funkbericht, wonach das französische Expeditionsschiff „Bourquoi Pas“ am Mittwoch während eines Sturmsturms völlig zerstört wurde, wobei die gesamte Besatzung mit Ausnahme eines einzigen Teilnehmers ertrank. Bisher sind dreißig Leichen, darunter die des Dr. Charcot, angepölpelt worden.

Die Anmeldung für die höhere Abteilung der Volksschule zu Kloßsche für Ostern 1937

erfolgt an den Schultagen in der Woche vom 21. bis 26. September 1936, mittags 12-13 Uhr, im Amtszimmer des Direktors in der Schule an der Kuenstraße, 1. Gesch. Dabei ist das Zeugnisbuch vorzulegen.

Zur Anmeldung zugelassen werden begabte und leistungsfähige Schüler und Schülerinnen, die das Ziel der Volksschule gut erreicht haben und nach dem Urteile der Grundschullehrer erwarten lassen, daß sie mit gutbegabten und leistungsfähigen Schülern auf die Dauer im Unterrichte Schritt halten können.

Die Aufnahme in die unterste Klasse (5. Schuljahr) kann nur nach abgeschlossenem Besuche der Volksschule geschehen und ist vom Bestehen einer Aufnahmeprüfung abhängig.

Die höhere Abteilung umfaßt das 5.-10. Schuljahr. Am Ende des 10. Schuljahres findet eine besondere Abschlußprüfung unter Leitung des Bezirkschulrates statt. Die Schüler und Schülerinnen, die die Prüfung bestanden haben, erhalten das Zeugnis der mittleren Reife. Dieses hat Gültigkeit in allen Ländern des Deutschen Reiches und befreit vom Besuche der Volksschule.

Das Fremdenchulgeld beträgt monatlich 5 RM. Klotzsche, am 15. Sept. 1936. Der Schulbezirksvorsteher.

Sieben Tage
die grosse Funk-Zeitung
Alle deutschen
Programme
ungekürzt!

20 Pf.

Freitag neu - Bestellen Sie bei:

Hermann Rühle, Mühlenstrasse 15.

Für die uns zu unserer Vermählung erwiesenen Aufmerksamkeit danken wir herzlich.
Hermendorf, 16. Sept. 1936. Kurt Träger u. Frau.

Einkoch - Cellophan

Unentbehrlich beim Fruchte - Einmachen
Preis 20 Pf.

empfehlen

Hermann Rühle, Papier- und Schreibwaren
Mühlenstrasse.

Freud und Leid in unserer Kirchengemeinde.

Getauft: Am 16. August Anita Jemtraut Krause, Tochter des Arbeiters Emil Alwin Krause und seiner Ehefrau Paula geb. Redder. Am 23. August Hildegard Helga Jlesche, Tochter des Glasarbeiters Julius Helmut Jlesche und seiner Ehefrau Marie Hildegard geb. Marx. Am 30. August Günther Wolfram Neuber, Sohn des Arbeiters Willi Neuber und seiner Ehefrau Ida Elsa geb. Hauptmann; Erich Gosi Freudenberg, Sohn der Arbeiterin Ida Martha Freudenberg. Am 13. September Arno Christian Müge, Sohn des Bäckermeisters Alfred Arno Müge und seiner Ehefrau Linda Elsa geb. Bösch.

Aufgebeten: Karl Julius Freyer, Rentenempfänger hier, und Lina Alma Rosina Menzel aus Demitz-Thumitz (getraut am 16. August in Schmölln O.L.). Curt Robert Lode, Maurer hier, und Gertrud Rosa Haase, Wirtschaftsgelhilfin in Leppersdorf (getraut am 6. September in Obergerodorf).

Gebraut: Am 29. August Paul Alfred Richter, Glasarbeiter hier, und Martha Elisabeth Weser, Schokoladenarbeiterin hier. Am 30. August Alwin Arno Velsche, Vermessungstechniker hier, und Irmgard Elisabeth Schmidt, Verkäuferin hier. Am 13. September Kurt Johannes Träger, Arbeiter in Hermendorf, und Margarethe Flora Rose, Friseurin hier.

Silberhochzeit: Am 4. September Gustav Boden, Maurer hier.

Beerdigt: Heinrich Wilhelm Bergmann, Bahnarbeiter i. R., 66 1/2 Jahr alt.

Begleitet
Berhard Hol
scholl au
rechenen
die Hand
Der Part
wenig, ver
aufhauer.
sein Rang
andere war
alle Beken
ung zuviel
er zu stelle
ruhigen, sic
mangelte es
schafft wer
großer Auf
Zimmer
lieh von der
Anschau. T
dem Ring ei
Reidei, mit e
Dankel des
vor der Thoma
zu zurück. A
er unaufrä
Corbach
gelesen. Da
hauern recht
die Fra
Kämpfe an.
Voll na
kresse er di
sch mit einer
rich. Sie fo
einen zu. A
sch zu dem
ich ihn aus
partie er, wi
sich beinahe
antien bemer
Thomastud
einem Süh
mit zwei fu
Schlagen un
„Dein G
Ann, Junge
Beginn. Au
vor dem Th
einem ungeb
sch die Ger
schung. G
Schlittat al
beschrieben
zu mit ihm
kommen. B
er selber w
sing und w
angen Weg
late. Raum
Begleiter ad
Wenig
nen Kurorte
hoffnung, z
zu nehmen.
Mit einem k
„Werden
kann sein, d
wusste abend
Ein wen
neue abend
einige Tage
wohl geben.



Der Kampf des Boxers Gerhard Holl

Begleitet von Thomasius, seinem Manager, betrat Gerhard Holl den Ring des kleinen Trainingskamps...

Holl kommt heim. Er ist nicht länger geblieben als eine Stunde, genau, wie er es sich vorgenommen...

Holl nahm Aufstellung. Mit einem flüchtigen Blick kreifte er die Frau, die den Hut abgenommen hatte...

„Dein Glück“, sagte der Manager. „Nach keinen Umständen, Junge!“ Unten brauste Velsch auf...

Zwei Tage vor Trainingsabschluss reist Elisabeth Bloom ab. Er will es nicht glauben. Der Portier ihres Hotels sucht die Achseln...

„Abgereist!“ sagt Holl. Thomasius nickt. „Geschiedt dir recht, mein Junge. Wer weiß, wer sie beragschickt hat.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

„Aber Sie morgen kommen?“ — „Bleibst du hier.“

nte und nimmer sich in solche Dinge einlassen darf. Und dennoch spürt er zu genau, daß er gehen wird.

„Thomasius blickt auf, wie er den Gesellschaftsang aus dem Schrant nimmt. Mit einem Ruck legt er die Karten beiseite. Auch die Begleiter starren her. Gerrieben von den vielen Blicken, kommt er langsam näher.

„Eine Stunde nur, Tom!“

„Häng den Anzug zurück!“ sagt Thomasius eifrig.

„Sofort!“ Er spürt Holls Zögern, seine Stimme gewinnt an Wärme. „Nach doch keine Dummheiten, Junge. Im letzten Augenblick! Nachher bleibt dir noch Zeit genug. Habe ich dich nicht immer...“ Er will ihm die Hand auf die Schulter legen. Erstarrt sieht er ihm nach. Mit einem jähen Ruck hat sich Holl gewandt und den Raum verlassen.

Holl kommt heim. Er ist nicht länger geblieben als eine Stunde, genau, wie er es sich vorgenommen. Aber darum geht es nicht. Wichtig ist nur, daß er Elisabeth sehen wird, jeden Nachmittag, wenn er will. Er hat ihr Karten gegeben für den großen Kampf, und sie wird kommen! Er reißt sich zusammen, steigt langsam die Treppe hinauf. Thomasius hat unrecht, wenn er glaubt, daß er nun den Kopf verlieren werde. Weiß er nicht selber zu genau, worum es in diesem Kampf für ihn geht? Ein wenig unsicher fliehet er sich aus. Die Tür zum Zimmer von Thomasius ist verriegelt. Lange noch liegt er wach.

Ein wenig verwirrt schreit er auf. Da steht Thomasius über ihn gebeugt und rüttelt ihn wach. Stumm hält er ihm den Beder entgegen. Tatsächlich, er hat länger geschlafen, als er gewohnt ist. Ein wenig schuldbehaftet macht er sich fertig, begibt sich zum Frühstück hinunter. Vorwurfsvolle Blicke schlagen ihm entgegen, nur Thomasius lächelt sich leicht im Wunterfeld und will alles vergessen. Natürlich will er ihm die Stimmung nicht verderben. Ein wenig gerührt klopft Holl seinem alten Begleiter auf die Schulter. Ihr Wunder sollen sie heute im Training bei ihm erleben.

Tatsächlich, Corhaes hat nichts zu bekennen. Aber einmal, als Holl kurz hinüberblickt zu Elisabeth, erwischt ihn der andere doch so hart, daß er gegen die Seite zurücktaumelt. Er vernimmt das Murren unter den Zuschauern, sieht Thomasius' hilfloses Gesicht. Und da spürt er dann doch, daß irgend etwas Fremdes in ihm ist, was er vorher nicht gefühlt. Gerrieben von einer jähen Unsicherheit, geht er vor dem Lauf noch einmal zu Elisabeth hinüber. Unter ihren Augen wird er sich den Sieg erkämpfen. Und so sagt er es ihr auch, während Thomasius in der Ferne bei den Begleitern steht und zu ihnen herüberstarrt.

Zwei Tage vor Trainingsabschluss reist Elisabeth Bloom ab. Er will es nicht glauben. Der Portier ihres Hotels sucht die Achseln. Fräulein Bloom hat mit dem Morgenzug den Ort verlassen. Mit unbelantem Reisefreudigkeit geht er zum Kampf zurück. Draußen im Garten trifft er Thomasius. Unruhig setzt er sich zu ihm. Der Manager blickt auf. „Nun?“

„Abgereist!“ sagt Holl. Thomasius nickt. „Geschiedt dir recht, mein Junge. Wer weiß, wer sie beragschickt hat.“ Ruhig schiebt er den anderen zurück. „Als ob ich mir nicht so etwas gedacht hätte. Ist nicht das erstemal, daß gewisse Leute ihre Nadeln hinüberstücken, um fremder Leute Schläge zu studieren. Paß auf, mein Junge, daß es nicht Liebereraktionen gibt!“

Gegen Abend fahren sie hinüber in die Stadt. Plakate schreien ihnen entgegen. Thomasius ist zufrieden, das Stadion ist fast ausverkauft. Nur Holl geht nach dem Essen schweigend hinauf in sein Zimmer. Bis heute liegt noch keine Nachricht von Elisabeth vor.

Noch in der Umkleeladine schickt er den anderen hinaus. Der Platz, für den er ihr eine Karte gegeben hat, liegt dicht beim Ring. Thomasius kommt zurück, schüttelt den Kopf. Holl preßt die Rippen aneinander, erhebt sich

rasch. Stimmengewirr schlägt ihm entgegen und das dumpfe Brausen der viertausendköpfigen Menge. Dicht geballt sitzen sie um den Ring, nur ein Platz ist leer in der allgemeinen Enge. Er schließt kurz die Augen, fast will es ihn wie Schmerz und Sehnsucht überkommen. Die eindringliche Stimme des Segners, der mit den Sekundanten verhandelt, reißt ihn aus seiner Versunkenheit.

Die Ansage des Schiedsrichters.

Das Brausen der Menge schwillt an und verläßt sich. Gerhard Holl ist bereit. Schon jetzt fühlt er, daß er diesen Kampf nicht verlieren wird und nicht verlieren kann. Mag Elisabeth zu dem anderen gehören, mag Thomasius recht behalten haben mit seiner Vermutung, mögen alle Wetten gegen ihn stehen.

Gerhard Holl kämpft. Nicht einmal Grimm ist mehr in ihm oder Enttäuschung. Niemand hat er sich so geschlagen wie an diesem Abend. Immer wieder braust der Jubel der Massen auf, während er den anderen vor sich herreibt. Nach der sechsten Runde ist es zu Ende. Er sieht den anderen vor sich auf dem Boden, lächelt ein wenig. Umstößt von ungeheurem Velsch steht er im Ring. „Gratuliere, Junge!“ sagt Thomasius. Vor der Kabine zögert er. „Alles Gute, Junge! Und nicht böse sein.“ Damit schiebt er ihn dann hinein in den kleinen Raum. Gerhard Holl rührt sich nicht. Da steht in einem weiten, hellen Flauschmantel Elisabeth und wartet.

„Thomasius hat es so befohlen.“ sagt sie. Ein wenig nachdenklich betrachtet sie ihn. „Und ich glaube, daß er recht hat. Ihr müßt allein sein in solchen Dingen...“

Er legt den Kranz beiseite. Stumm geht er zu ihr hinüber, um sich den wahren Preis zu holen.

Elegie eines Federhalters

Als ich mit meinen Brüdern noch nagelneu im Kasten lag, wußte ich nicht, daß ich einmal besonderen Wert bekommen und als blühender Federhalter in einem Postamt liegen würde. Immerhin ein schönes Leben, im Dienst der Allgemeinheit stehen zu können, Tag für Tag von vielen unzähligen Menschen gebraucht zu werden, als Mittler zwischen ihnen und anderen.

Aber jede Sache hat eine Schattenseite. Ich muß mich jeder Hand anpassen: roher und gefühlvoller, nervöser und ungelinker. Eben jeder, die nicht braucht. Da wird man leicht unansehnlich und alt. Wer weiß, wie lange ich mein Dasein noch behaupten werde?

Flüchtig kommen die Menschen, ein Wort, eine Nummer, zu schreiben. Aber dennoch spüre ich, ob ihnen das kleine Wort, die Zahl, etwas bedeutet. Ein junges Mädchen kommt und schreibt an eine Postlager-Anschrift, aber sie tut es in der Ueberzeugung, an den Rechten zu schreiben. So zart führt mich ihre Hand. Da bittet eine Frau einen Mann, er solle ihr nur noch einmal verzeihen, noch einmal nur, sie könne ohne ihn nicht leben. Ob sie Bescheid bekam? Wenn ja! Mich hat sie bestimmt vergessen.

Ich merke es sofort, ob eine Zahlkarte gern oder ungern ausgeföhren wird, ob Kartengröße oberflächlich oder einen tieferen Sinn haben. Ein aufgeregter Herr kam eines Tages und schrieb einen Brief voller Erntedankungen an eine Frau, weil er erfahren, daß sie einen anderen liebte. So sehr der Brief auch Schleiches barg, ich fühlte doch am Druck seiner Hand, daß er die Frau noch immer liebte.

Und nun ist sogar einer gekommen, der hat mich lange betrachtet, mitleidig und ehrfurchtsvoll. Und dann schrieb er mit mir über mich, aus meinem Leben als Federhalter, an der Kette im Postamt. Paul Reineke.

Aus der Schule

Lehrer (zum schamigen Paul): „Hui, du hast dich nicht gewaschen, Paul. Ich sehe noch, daß du heute zum Frühstück Kaka gehabt hast!“

„Falsch, Herr Lehrer, das war schon vorgestern!“

Rechenunterricht

Der Lehrer sagte: „Ich gebe dir sechs Äpfel. Du sollst sie mit deinem Bruder teilen. Jeder soll genau die Hälfte bekommen. Wieviel bekommt dann dein kleiner Bruder?“

„Drei, Herr Lehrer.“

„Nun! Du kannst ja nicht rechnen.“

Der Junge lachte: „Ich schon. Aber mein kleiner Bruder noch nicht.“

Kaufmann X. war mit seinem Sohn gar nicht zufrieden. Viel zu verschwenderisch der junge Mann. „Als ich so jung war wie du“, sagte er ihm deshalb, „bin ich als Lehrling in ein Geschäft eingetreten, habe gearbeitet, die Ohren gespitzt und aufgepaßt, und bald hatte ich ein kleines Vermögen zusammen.“

Da antwortet der Sohn: „Ja, Vater, früher, da ging das wohl, aber heute sind doch überall Registrierkassen!“

Richter: „Nun erzählen Sie mir einmal, wie Sie es fertig gebracht haben, diesen schweren Geldschrank aufzubrechen?“

Angeschlagter: „Das, Herr Richter, können Sie wirklich nicht von mir verlangen!“

Richter: „Warum denn nicht?“

Angeschlagter: „Es ist zwiefel Konkurrenz im Saale!“

„Wie geht es Ihren beiden Söhnen?“

„Verschieden! Der eine hat für ein paar Radierungen dreihundert Mark bekommen; er ist nämlich Maler. Und der zweite hat für ein paar Radierungen drei Monate bekommen; er ist nämlich Buchhalter.“

Der Lehrer will den Knaben die Bedeutung des Wortes „langsam“ beibringen und geht zu diesem Zweck bedächtig durch die Klasse. Nun bleibt er stehen und fragt: „Wie bin ich gegangen? Gerbich?“

Der Schüler: „Arummbeinig.“

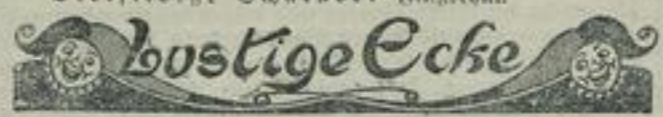


Rästel-Ecke. Drei hängen zum Beschaun in Zimmern und Kammern. Zwei schallen zum Erbauen ins weite Haus hinein. Das ganze hält ein Engel, nur einem ist's zugebacht für alle Erdenmängel. Der brand ein Geheimnis macht. Doch ist man dahintergekommen und spricht von dem Engel, dem lieben. Er habe sich vorgenommen Die Waale der bösen Lieben.

Rästel. Was versprochen, lieber Leser, würde dir durch göttlich Walten, wieder von jeder Seite du nimmer gern erhalten.

Auflösungen aus voriger Nummer: Kreuzworträstel: Waagerecht: 1. Azur, 2. Aida, 3. Ahoi, 4. Amol, 5. Belassine, 6. China, 7. Echo, 8. Darm, 9. Dorn, 10. Dorn, 11. Opal, 12. Sama, 13. Atom, 14. Tara. — Vertikal: 1. Aib, 2. Aas, 6. Chron, 7. Ebar, 15. Joe, 16. Ull, 17. Aas, 18. Juni, 19. Don, 20. Me, 21. Ein, 22. Homme, 23. No, 24. Apoin, 25. Cato, 26. Amor, 27. Lama.

Rästel-Rästel: Humen Vargo Cblau Bellah Er-laudt. — Hochentst.



Wortige Ecke. Frau: „Es ist wirklich erschauulich, wie der Junge dir von Tag zu Tag ähnlicher wird.“

Mann: „Was hat er denn jetzt wieder verbrochen?“

„Opa, sage mir mal ganz ehrlich, wie mir mein neuer Hut steht.“

„Lotte, suchst du denn schon wieder Streit?“

„Liebe Emma“, sagte der junge Ehemann, „von dieser Suppe hättest du wohl's Teiler statt zwei Lochen können!“

„Achmed! Sie dir so gut?“ freut sich die junge Frau.

„Das will ich nicht gerade sagen“, meinte der Gatte, „aber es hätte besser zu der Salzmenge gepaßt, mit der du so verschwenderisch umgegangen bist!“ (Weite Welt.)

Die junge Frau war anderer Ansicht. Der glückliche Gatte lachte: „Wetten wir?“ — „Gern.“ — „Also abgemacht.“ — „Um was?“ — „Ich überlasse es dir, Ritt.“

Sie strahlte: „Um einen Silberfuchs! Gewinne ich die Wette, kann ich ihn mir anschauen — gewinnst du, suchst du ihn aus.“ (Weite Welt.)

„Sie wünschen...?“

„Aber, Herr Professor, Sie haben mir doch gesagt, daß ich um fünf Uhr zu Ihnen kommen sollte!“

„Ach ja, dann sind Sie also der Knoten in meinem Taschentuch!“

Kindermund

Der kleine Peter war beim Onkel Doktor gewesen.

„Wie war es, Peter?“ fragte der Vater.

Der fünfjährige strahlte: „Hein, Papa! Der Doktor hat die ganze Zeit mit meinem Bauch telephoniert.“



SLUB Wir führen Wissen.



Die falsche Schama-Drossel

Von James Horst Goerle.

In den Zweigen der Akazie am Parkweg der Stadt sitzt ein schwarzes Vögelchen und schmettert mit fehnächtigen Flügeln sein Glas in den Abendhimmel. Das ist nichts Besonderliches, denn in allen größeren Städten leben diese schlanken, schwarzen Drosseln, wenn einige Anlagen vorhanden sind. Ihr Lied ist nicht dem des Staren des Städtlers erste Frühlingshahnung. Aber da bleibt der kleine Vogel plötzlich in seiner Strophe stehen, guckt nachdenklich und schüttelt das Gefieder. Doch dann — als sei ihm etwas eingefallen — beginnt er eine neue Melodie: erst ein süßes Flöten, dann ein Trillern, ein Schluchzen und Jubilieren, ein Vogelkonzert, wie es nicht einmal die Nachtigall fertig bekommt. Erkautet bleiben nachdenkliche Leute stehen.

Der greise Parkwächter lehnt unter dem Laubdach der Vinuade am Stamm und schmunzelt zu der Sängerin hinauf. Da tritt ein junges Mädchen an den Alten heran: „Was ist das wohl für ein Vogel, der da oben singt? Wenn ich das Tier betrachte, so scheint es eine Amsel zu sein. Aber soich ein Sänger ist es nicht, dessen Lied kenne ich. Nicht Nachtigall, nicht Grasmücke, nicht Drossel? Ja, der Vogel singt anders, als ich überhaupt je einen singen hörte!“ — „Ja, mein Fräulein“, sagt der Alte, „dieses Vögelchen ist eine einmalige Ausgabe, die nur hier unter meinem Schutz existiert. Es ist eine Amsel, das schon; aber es ist eine, die eine Geschichte hat!“

Das war vor fünf Jahren, da fuhr ich als Begleiter von Tiertransporten aus fernem Ländern über die Meere. Damals kam ich gerade aus Indien. Viel herrliche Tiere haben wir mit nach der Heimat gebracht. Auch einige große Käfige mit Vögeln verschiedener Arten waren unter dem lebenden Schiffsquai. Unsere Freunde waren einige Schama-Drosseln; das sollten die besten Sänger unter allen Vögeln sein; ob es wahr ist, weiß ich nicht. Diesen Schama-Drosseln galt meine besondere Aufmerksamkeit, und wir hatten noch nicht das Mittelmeer hinter uns, da war eine Kabine so schön, daß sie von ihrer Stange zu mir heruntergesprungen kam, wenn ich ihr einen Federbüschel brachte.

In der Biscaya belamen wir wieder mal „eins aufs Dach“. Das Schiff schlingerte und tanzte, die See rollte über die Luken und rief drei große Risten mit Allgou-Antilopen über Bord; wie Bindfäden rissen die armdicken Trossen, mit denen die Risten festgebunden waren; als sei sie aus Streichhölzern gebaut, zerbrach die eiserne Kelling. Auch unsere Vögel, die in einem leeren Bauer untergebracht waren, ging es nicht gut. Groß war unser Kummer, als wir bemerkten, daß einer der schönen Sänger mit gesträubtem Gefieder traurig am Boden saß. Zeitnahmslos gegen alles, ließ die kranke Schama-Drossel sich von mir in die Hand nehmen. Ihr Leben schien langsam zu verlöschen. Die Nahrung in der Gefangenschaft und auf dem Schiff ist doch einigermassen eintönig und der natürlichen nicht gleich. Was Wunder, daß das Vögelchen nur noch ein angepflustertes Federbüschel war, als wir endlich in Hamburg eintrafen. Der Chef sah sich das Tierchen an und wintte gleich ab. Ich aber gab die Hoffnung nicht auf, und da ich anschließend wegen Altersbeschwerden das Reisen aufstieß, erbat ich mir den Vogel als Abschiedsgeschenk.

„Viel Lieb' und Müß' und viel Insekten und Würmchen hat es gefressen; aber ich brachte meine Sängerin über den Berg. Bald wurde sie bei der natürlichen Kost wieder munterer, aber der Käfig, der gar nicht klein war, schien ihr dennoch zu eng. Schließlich kam ich auf den Gedanken, daß dem Sänger eine Gefährtin fehle. Ich erkaufte eine einheimische Schwarzdrossel, und ich schien es wirklich gut getroffen zu haben, denn meine schöne Indierin war bald darauf wie ausgewechselt.“

Ja, das muß ich sagen; so schönen Gesang, wie ich ihn nun zu hören bekommen habe, hatte ich mein Leben lang nicht gehört. Bis zu diesem Frühjahr pflegte ich die beiden Vögel in einer Voliere. Manchmal schien es mir gar, als ob sie sich paaren wollten, doch es wurde nichts daraus. Aber etwas lernte die Schwarzdrossel von ihrer erylischen Käfiggenossin: die indische Strophe. Wenn die Schama sang, so daß die Leute auf der Straße stehenblieben und lauschten, dann sah sie dabei und horchte zu, bis sie selbst versuchte, es der Vorfängerin einigermassen nachzutun.

Leider ist mir meine liebe Hausfängerin in diesem

Frühjahr eingegangen. Seitdem ist es still in meinem Hause geworden. Die Schwarzamsel war vor Trauer stumm geworden, und ich fürchte ernstlich für ihr Leben; so sehr vermisse sie ihren Sangeskameraden. — Da ließ ich sie frei. Frühling war's, und bevor mir das Tierchen vor Kummer einging, sollte es lieber seine Freiheit haben.

Und nun dankt sie mir diese Liebestat durch Singen. Keine Amsel dort, das ist sie. Die Strophe, die sie der Schama-Drossel ablauschte, hat sie wiedergefunden. Das Vögelchen ist die Freude meines Alters geworden, ihr Gesang führt mich in die sonndurchglühenden Straßen der indischen Städte und Dörfer und auf die wogende See. Er ist der Inbegriff dessen, was ich in vierzig Reisejahren erlebte.

So, Fräulein, das ist unsere Geschichte. Wenn Sie nächstes Mal herkommen, so bleiben Sie wieder stehen und lauschen Sie dem indischen Gesange, den diese Europäerin lernte... Da fliegt sie mit lautem Schimpfen fort; sie ist doch eine richtige Schwarzamsel geblieben.“

Frau Bück weiß sich zu helfen...

Von Annemarie Schäfer.

Ich bin die alte Frau Bück und gebe in vielen Häusern pugen. Die Leute sagen, ich könnte froh sein, daß ich auch bei so einem netten Herrn bin, wie bei Herrn Albert Brandtschag.

Und trotzdem ärgere ich mich bald schwarz. Für seine Äuße, da gibt er sein Geld aus, und jeden Tag zieht er einen reinen Krug an. Vorige Woche hat er sich sogar ein Zintenfass aus echtem Marmor gekauft. Und wenn ich antomme und sage: „Wir müssen Vohnerwachs haben und ein neues Fensterleder!“, dann stellt er sich taub.

Sonst ist er ja nicht krankhaft mit dem Zahlen. Da ist mir gegen zu sagen. Für ein gewaschenes und gebügelttes Oberhemd gibt er, ohne mit der Wimper zu zucken, gut und gerne seine fleckige Pfennige. Mit dem Stundenlohn bin ich auch zufrieden.

Da haben wir nun die Wohnung mit dem feinen Linoliumboden und sein Teppichboden Bohnenwachs im Hause. Ich schmecke mich immer vor dem feinen Besuch, der manchmal zum Herrn Brandtschag kommt.

Zuerst hab ich ja gedacht, der Herr Brandtschag hat 'nen kleinen Eid. Aber nein, der ist sonst ganz normal und die rechte Hand von seinem Chef, der ihm Pfingsten noch einen Aufschlag auf sein Gehalt gegeben hat. Aee, so ist das nicht.

Ich habe mich mal ganz ruhig vor ihn hingestellt und ihn gefragt, warum er mir eigentlich für Waschmittel und Soda und einen neuen Teppichklopper kein Geld geben will. Da lachte er einfach und sagte: „Da habe ich nichts von. Voriges Jahr habe ich das alles gekauft, und damit müssen Sie eben auskommen!“

Aee, was können Männer doch komisch sein! Meine Freundin kennt einen Mann, der gut und gerne seine fünf Zigaretten am Tag verschenkt und sich von seinem einzigen Streichhölzchen trennen kann.

Zuerst habe ich einfach mein Trinkgeld für die wichtigen Puzachen genommen. Sein Besuch gibt mir nämlich manchmal weiches. Dabei hat mir das aber tüchtig in der Seele leid getan.

„Herr Brandtschag“, sagte ich am anderen Morgen, wie ich ihm seinen Koffer bringe, „Sie sehen aber schlecht aus!“ Ich wachte ganz genau, daß er sich darüber ärgert, weil er gerne ein schöner Mann sein will. Einmal war er eine ganze Woche mies gelaunt, weil ein Mädchen zu ihm gefügt hätte, sie schätzte ihn vierunddreißig Jahre alt, und er ist doch erst dreißig und dreißig Jahre und meint, er nicht jünger aus.

Als ich ihn so geärgert hatte, mußte er so rum und ging, ohne einen Ton zu sagen, in sein Büro. Am nächsten Tag habe ich wieder gesagt: „Herr Brandtschag, was sehen Sie aber schlecht aus!“ Da hat er einen Wutanfall getrieben, worüber ich sehr froh war. Und wieder einen Tag weiter habe ich ihm eine Flasche Milch statt Kaffee hingestellt. Auf der Flasche stand, daß Milch gesund ist und ins Blut gebe. Diese Flasche hat er hintereinander ausgetrunken.

So ist das fünf Tage gegangen. Ich sagte: „Jetzt sehen Sie schon wieder ein bißchen besser aus.“ Und

wieder etwas später hat er die Rechnung für die Milch anstandslos bezahlt, und ich baute die leeren Flaschen. Jetzt kann ich mir von dem Flaschengeld kaufen, was ich will: All die schönen Puzachen mit den hübschen Namen, denn der Herr Brandtschag freut sich morgens auf seine Milch wie ein Säugling.

Eigentlich läßt er schon an, ein bißchen zu diet zu werden, was man an einem Doppellinn sehen kann. Und wenn ich ganz ehrlich sein soll, dann muß ich sagen, daß ich das gar nicht gut finde. Aber jeder muß einsehen, daß ich darauf wirklich keine Rücksicht nehmen kann.

Abenteuer eines Yogi

Einem Yogi wurde dieser Tage von einem Gerichte in Kalkutta ein Drittel der Hinterlassenschaft seines Vaters, eines reichen Grundbesizers, zugesprochen. Der Yogi enthält eine abenteuerliche Geschichte. Der Yogi galt nämlich seit dem Jahre 1909 als tot. Wie er heute überhaupt ist, er damals das Opfer eines Sistaneschlages geworden. Seine Verwandten liehen ihn auf einen Edelterhaufen tragen und zündeten den Scheiterhaufen an. Zufällig brach aber ein starker Regen aus, und die Teilnehmer der Trauerzeremonie suchten eilig das Weite. Der Yogi erwachte jedoch von seinem schwachen Todeschlaf. Allerdings hatte er kein Gedächtnis zeitweilig verloren. Einige Derrwische nahmen sich seiner an und behielten ihn dreizehn Jahre lang als Schüler bei sich. 1922 kehrte er nach Kalkutta zurück, wo viele Leute ihn wiedererkannten. Der Yogi leitete eine Klage gegen seine Frau, seinen Schwager und andere Verwandte ein, die aus seinem vermeintlichen Tod Nutzen gezogen hatten. Alle Verwandten behaupteten jedoch, den Yogi nicht zu kennen.

Die Untersuchung gestaltete sich außerordentlich schwierig. Mehr als 1500 Zeugen mußten vernommen werden. Am schwersten war es festzustellen, ob an dem angeblichen Beisetzungstag des Yogi in Darjeeling tatsächlich Regen geberstet hatte. Die Stadtverwaltung behauptete, an jenem Tage keinen Regen bemerkt zu haben, während dem Verteidiger des Yogi der Nachweis gelang, daß es in der Folge besonderer klimatischer Verhältnisse in Darjeeling durchaus möglich sei, daß manchmal nur ein sehr winziger Teil der Stadt von Regen heimgesucht wird, während der größte Teil trocken bleibt. Das Gericht ließ sich schließlich davon überzeugen, daß der Yogi wirklich der Sohn des inzwischen verstorbenen Gutbesizers sei, und setzte ihn als Erben ein.

Buntes Zahlenallerlei...

6 188 000 Arbeiter und Angestellte sind seit Ende Januar 1933, dem Tiefstande unserer Arbeitslosigkeit, als neue Mitglieder der Arantenkasse beigetreten, die damit am 30. Juni 1933 21 810 000 Gesamtmitglieder zählte, allein im zweiten Vierteljahr 1933 betrug die Mitgliederzunahme rund 819 000.

1625 Milliarden beträgt nach wissenschaftlichen Forschungen des Reichsgesundheitsamtes der materielle Wert der deutschen lebenden Gesamtbevölkerung im Jahre 1932. Ihm steht nur ein Sachvermögen von 310 Milliarden gegenüber. Biologisch gewertet, bezählig nach diesen ebenso neuartigen wie interessanten statistischen Ermittlungen der Wert der Ehe einer Frau, der zwei ergebende Anaben und zwei gleichfalls gesunde Mädchen entsprossen, auf 80 000 Mark.

9,5 Millionen Arbeitslose zählt heute immer noch U.S.A., — aber die von der Gewerkschaften errechneten Arbeitslosenziffern liegen eineinhalb Millionen höher.

200 neue Empfängergruppen, eine ziffernmäßige phantastische Auswähl, stehen diesjährig auf der großen Aushebung zur Verfügung.

5000 Heeresflugzeuge jährlich produziert die Sowjet-Union im ungefederten Rahmen ihres gigantischen Aufrüstungsprogramms; Werkstätten in Nischni-Novgorod bauen allein fünf moderne Bomber pro Tag.

Wer über alle wichtigen Vorgänge in der engeren und weiteren Heimat unterrichtet sein will, der lese diese seine Heimatzeitung!

Für die Jugend

Beim Kumpel im Bött

Endlose Reihen, Mann hinter Mann, ein Heer auf dem Marsch, gehen die Bergarbeiter zum Schacht. Wo Stienen rufen und tief das Seil schwirrt vom schlankgleitigen Förderturn, wo die Schalen der Drahtseilbahnen wie gesträubte Spinnen über das Land kriechen und Halbenberge am Wege hocken, tritt dieses Heer, das Heer der Arbeit an zur Schlacht unter Tag.

Im schwerfälligen Vorwärtsdrängen erhalten wir am Pfortnerhäuschen die Belegschäftsnummer und eilen über den Hof zur Waschkäse, dem Umkleideraum, wo nach der Schlacht der Kohlenstaub vom Leib gespült wird; Grubenkleider hängen herum, steif getrocknete Lumpen, die wir gegen die Liebertagelieder eintauschen.

Langsam begeben wir uns zur Hängebant, eine Treppe höher, vorbei an der Lampenausgabe. Uns kommen Leute der Morgenschicht entgegen, mit verschmutzten Gesichtern, oben steigen sie aus dem Förderkorb, der auf der Hängebant hält, einer Niesenhalle aus Eisen und Glas. Wagen, Lichter, Signale, dazwischen ein Stahlgerüst: der Fahrstuhl. Noch oben, fünfzig Meter höher, im Turm am Steuerbord, wo der Maschinist auf der Abzugsbühne den Leufenanzeiger, den Hampelmann spielen läßt und den Korb in die Tiefe fährt, spürt man noch die verhaltene Kraft, die in dieser Erde, im gemeinsamen Werk von Natur und Technik lebt.

Ferne Berge, Rauchschwaden über dem Rhein-Herne-Kanal, Häuschen an Häuschen einer Siedlung im Grün, und kleinerer Sonnendunst darüber. In diesem Getriebe schreitet strahlend, strahlend der Gleichschritt der Bergarbeiter, Kumpel an Kumpel strebt zum Tor, tausendfach im Schritt der Musik für dieses Land. Alle, die im Schatten der Gruben leben, gehen einmal diesen Weg, ein Leben lang von daheim zur Grube, und einmal zur letzten Schicht. Und doch lieben alle, Kumpels in Schlesien, Sachsen und Bayern, an Ruhr und Saar, Kumpels in jedem Gau der deutschen Heimat, alle lieben die Erde, der sie

dienen und die sie beherrschen zugleich.

Sechzig Mann trägt der Korb durch den Schacht, schlund in die Tiefe. Sturm und reichendes Brausen quillt aus dem brunnenförmigen Bau, Pfeißl in den Spurlatten und wühlt durch die Gänge. Gejohlt dünn und fern, rasende Stimmen, dann ein Gleiten, Verbalten und ein warmer Lichtschimmer, der sich vor unsere Füße wirft und einen breit gespannten geräumigen Hallenbogen zeigt. Ein unübersehbares Netz von sich kreuzenden Seilenschnüren, elektrische Triebmaschinen, zur Abfahrt bereit, aus Wagen in gekoppelten Zügen, aufgestellt vor einem freistehenden Einquana, dem Hauptschacht. Eilige Luft strömt uns entgegen, aus den Wettertürmen, den Lutten, vom Tag heringeprägt in dickflüssige Nohre.

Hohl klingen die Schritte auf den Bohlen des Laufwegs: Grundwasser rieselt darunter und blist im Schein der Lampen, als quölle reines Silber aus schwarzem Gestein. Blinzige Perlen, glühende Augen, schweben die Lichter wie fallende Muttropfen durch die Finsternis, erlöschen, tauchen auf und halten auf gleicher Höhe nach halbhündigem, unterirdischem Weg im Revier. Hier ist alles plump zusammengedrückt, alles enger, die Wände nahe, das Gebirge bricht durch die dürftige Verschalung, und auch der Korb, der uns, nochmals hundert Meter tiefer, zu den Orten fährt, ist ein grober, ungeschliffener Klotz, der sich breitschultrig durch die Latten zwingt und uns von einer Ecke in die andere wirft.

Reihe, feuchte Luft schlägt aus modrigen Winkeln; wo der Fahrstuhl potternd vorbeihumpelt, trieft Rässe in tauben Stollen. Ein Wasserstrahl kassiert fließend aus jedem Rohr aufs Dach, doch als es ungemütlich zu werden beginnt, bremsst glücklicherweise der Korb, wir öffnen das Schußgatter, steigen hinaus und stehen auf Ort drei. Abermals ein Marich, gebückt im Gang; unterhalb der Wettertafel betreten wir Flos Matthias und sind nach fünf Minuten am Ziel, vor den Gezählfen, einige Meter vor Kohle.

Jade und Hemd werden ausgezogen. Dann wird gebuttert, das Frühstück aus dem Zeitungspapier gepackt — noch einen Schluck Kaffee, ein Endchen Pflanz, Kumpel! Und schon beginnt der Abbauschauer, die Kohle bröckelt vom Gebirge und fällt in die Schütteltrufse, faust talab

und wird unten auf der Sohle abgefahren. Die Strecke, eine Schräge von achtzig Meter Länge, ist ein leeres Hügel, das mit Stempelhölzern abgefließt oder Steinen verbaut wird; das halbbrohrtförmige Eisenblech, die Schütteltrufse, die in Ketten verankert liegt, dient zum Abfluß der Wasser. Oft geht die Strecke zu Bruch, fällt zusammen und wirft im Nachfall, oft knirscht das Gestein — „der Felsel schmeißt“, sagt der Bergmann — knallt plötzlich, es stößt. Das sind Gasbläschen, die sich entladen, schwarze Regenboten des Todes, doch der Kumpel, täglich im Kampf mit dem Tod, fürchtet ihn nicht: er trägt ja nach einem Anzeichen sein Totenhemd bei sich.

Zum Handwerkzeug, dem Gezäbe, gehört Reithammer, Schlägel und Bohrzeug: Häufel, Bohrer, Krämper, Stauer und Sprengmittel. Neben dem massiven nennmäßigen Abbau mit Bohrhammer, dem Revolver, der verbodert „einen Satz Löcher“, führt Sprenglösung von Hand zum ein, verlegt den Schuß mit Schmaud, der Schießmeister kommt und „erlößt den Schuß“ durch ein Kabel, das an eine elektrische Entlademaschine angeschlossen ist. Ein Druck, eine Handbewegung, und der Donner des Explosions hallt mit dumpfem Schlag durch Stollen und Strecken, eine Rauchwolke fliebt auf, und wenn sie sich gelegt hat, kann der Gebirgsgelehrter, ein sechzigjähriger Burche, Wagen um Wagen abfahren. Abermals dann, nach manchem Schweißtropfen und Fluß, nach hartem Arbeit, geht es nach oben, wo die Männer aussteigen. „Glück auf!“

Bernhard Faust.

Weiser Rat.

Gelegentlich eines abendlichen Festes im Potsdamer Schloß, zu dem Friedrich der Große viele Einladungen hatte ergoßen lassen, entstand ein Streit unter den Damen, welcher der erste Platz gebühre. Der Oberhofmeister sprach sich aufgeregt zum König, meldete ihm den Verlauf und bat untertänigst um die königliche Entscheidung. Neben dem Gesichte Friedrichs huschte ein fastartiges Lächeln, dann sprach er in sehr bestimmtem Tone: „Sage Er den Damen — die Dümme geht voran.“

Loko

Diese

Numme

Am

dem

Ma

In

Das

Am

Das

Dresden

Das

